

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

13) Roman von Peter Egge.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen
von Adele Neustädter.

II.

Drei Tage später — Dienstag — saß man auf Lövfall beim Abendessen. Holtthe und Hanna einander gegenüber und Erik zwischen ihnen, mit einem Handtuch unter seinem Teller und einer Serviette unter dem Kinn.

„Ob die Zeitungen wohl gekommen sind?“ fragte Hanna. Holtthe lächelte und murmelte, ohne vom Teller aufzusehen:

„Es ist wohl schon so lange her, seit Du in der Stadt gewesen bist, da Du Dich nach Neuigkeiten sehnst?“

Holtthe versetzte ihr diese Stichelei, weil sie oft den Weg nach der Stadt machte. Er konnte die ganze Woche hindurch zu Hause sitzen.

„Ja, gewiß,“ antwortete Hanna. „Bei Dir ist es anders, Du bist jeden Tag in der Stadt.“

„Nein, Vater ist zu Hause,“ sagte Erik sehr eifrig. „Vater geht nicht in die Stadt.“

„Das ist wahr, mein Junge,“ meinte Holtthe, und Hanna und er lachten; aber als Erik sah, daß Vater und Mutter lachten, stimmte er auch ein, und es that ihm wohl, seine Schultern in die Höhe zu schieben und die Augen fest zu schließen, und seine weißen kleinen Zähne zu zeigen, während er lachend gluckste.

Netzt kam Martha mit den Zeitungen.

Holtthe schlürfte den Rest seines Thees. Dann nahm er ein Blatt und begann zu lesen. Es war eine Weile still. Nur Hannas Messer und Gabel rasselte auf dem Teller. „O, das ist schrecklich! Sie stach dem Kind ein Messer in die Kehle,“ sagte Holtthe laut, legte die Zeitung fort, stand auf und schritt auf und ab. Er blieb in Gedanken vor dem Spiegel stehen.

Da sah er darin etwas, das ihm einen Stich ins Herz gab. Es war ein kurzer, scheuer Blick Hannas. Angst lag darin; und das Gesicht war bleich. Holtthe wandte sich, um sie zu fragen, was ihr geschehen. Aber sie sah ihn nicht an, sondern beugte sich so tief über den Teller, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Er wollte zu ihr gehen, fragen, etwas sagen; aber er konnte nicht, weil eine drückende Furcht sich ihm auf die Brust legte, so daß er kaum atmen konnte. Er wagte es nicht. Er tastete weiter und setzte sich auf den Stuhl neben dem Spiegel.

Vielleicht war es besser, wenn er hinausging. Hier war es wohl zu warm.

Bald konnte er aufstehen und hinausgehen. Er lehnte sich an das Gartengeländer, blickte auf die Stadt und den Fjord und atmete tief, während die Frage in ihm rastete:

„Warum sah sie mich so ängstlich, so scheu an?“

Er fand nicht sofort die Antwort, die ihn ruhig stimmen, seinen entsetzlichen Argwohn ersticken konnte. Und das machte ihn noch verwirrter und unklarer.

Warum blickte sie ihn so ängstlich, so scheu an? Warum hatte er dies früher nie gesehen? Warum mußte es gerade kommen, als er von der Kindesmörderin sprach? Warum war der Blick so kurz, so verstohlen, so ängstlich? . . . Warum? Warum? Er hatte ganz ruhig gesehen und die Zeitung gelesen, und dann sagte er etwas über diese Mörderin, über die man schon einige Tage vorher gesprochen hatte. „Sie stach dem Kinde ein Messer in die Kehle.“ Und dann ging er durch das Zimmer, und sie blickte ihm ängstlich und scheu nach. Sie dachte nicht, daß er es sehen könne, denn erkehrte ihr den Rücken. Warum sagte sie nichts? Deshalb keine Bemerkung? Es wäre natürlich gewesen . . .

Er war wohl verrückt! Hier stand er und verdächtigte! . . . Etwas so Wahnsinniges, so Unmögliches, so Erbärmliches — gegen Hanna!

Er blieb stehen. Er fühlte es, er hatte sich eines so gemeinen Vubensreiches schuldig gemacht, den er sich nie vergeben konnte.

Gegen Hanna! Die einzige, die seinem Leben Inhalt verliehen hatte, gegen sie, mit der er fast acht Jahre glücklich zusammengelebt hatte . . . die ihm immer nur Gutes erwiesen hatte . . . die er nie niedrig oder unfein gesehen hatte! . . . Und Erik!

Er preßte die Hand auf die Augen und biß die Zähne zusammen, um nicht laut aufzuweinen, zu schreien.

Bald begann er wieder über die Wiese zu gehen. Der Boden war gefroren, jedoch schneefrei.

Wenn es nur möglich wäre, sie um Verzeihung zu bitten! . . . Ihr zu sagen, wie schwach er war.

„Ich bin einmal nicht besser. Aber ich weiß, er liebt mich so sehr, daß Du mich so nehmen wirst, wie ich bin.“

Er trocknete eifrig das Gesicht, um die Zeichen der Erregung zu entfernen. Er wollte schnell hingehen. In Gedanken sah er sie so ruhig in der Stube sitzen. Sie ahnt nicht, was ihr Blick angerichtet hatte! . . . Ein solcher Argwohn! . . . Sie hatte sich natürlich geängstigt, als er ohne weiteres sagte: „Sie stach dem Kinde ein Messer in die Kehle.“ Wenn sie in ihre eigenen Gedanken vertieft sah und ihr so etwas gerade ins Gesicht geschleudert wurde, mußte sie ja erschrecken.

Dieser Einsall, dieser Argwohn, seine ganze Erregung erschien ihm so unbegreiflich, so bar jeder gesunden Vernunft, daß er sich fragte, ob er krank sei. Aber davon konnte ja nicht die Rede sein. Dessen war er gewiß. Sein innigster Wunsch war, daß er diesen Vorfall vergessen möge, ihn so vergessen, als habe er ihn nie erlebt.

Er ging ins Speisezimmer; aber sie war dort nicht, und das enttäuschte ihn. Er hatte erwartet, ihr anzusehen, daß sie nichts ahnte. Das hätte ihm so wohl gethan, so wohl! . . .

Er ging ins Schlafzimmer. Sie saß dort und kleidete den Knaben aus.

Siekehrte ihm gerade das Gesicht zu, und alles Schwere und Häßliche entschwand: sie hatte seine Erregung nicht bemerkt.

„Erik sagt, daß er morgen mit Mutter in die Stadt fahren will.“

„Will er? Morgen werden Erik und Mutter und Vater alle zusammen in die Stadt fahren,“ sagte Holtthe.

Erik lachte und zappelte mit den Beinen auf dem Schoße der Mutter, während er rief:

„Ich fahre, ich fahre, ich halte die Zügel.“

„Ja, Erik wird die Zügel halten.“

Die Scham bedrückte ihn noch. Er fühlte, seine freundlichen Worte waren so unbeholfen, viel zu wenig warm. Aber er wollte das Häßliche beschwören, wollte, daß alles wie früher sein solle. Er wollte die Freude mit ihnen teilen.

Er nahm den Knaben der Mutter ab und setzte ihn auf den Boden. Dann lief er vor, und der Junge folgte ihm im bloßen Hemde. Er schien entzückt, daß ihm erlaubt war, so umherzulaufen. Es gab eine Jagd rund ums Bett, und zum Schluß wurde der Vater gefangen. Aber als Erik zu Bett sollte, hatte er keine Lust. Es war lustiger, im Hemde herumzuspringen.

Dann mußten Vater und Mutter bei ihm sitzen, damit er ruhig bleiben und schlafen konnte . . .

Als Holtthe und Hanna einige Stunden später zu Bett gegangen waren, lag er lange, ehe er Schlaf finden konnte. Er fühlte sich noch unwohl nach der starken Erregung. Er hörte, daß Hanna mit langen, ruhigen Atemzügen schlief. Die Scham loderte wieder in ihm auf. Sie konnte er eines Verbrechens verdächtigt haben, des Verbrechens, das das unnatürlichste, das empörendste aller Verbrechen sein konnte. Er hatte freilich nur einen Augenblick so häßlich gedacht. Aber trotzdem — er hatte es thun können. Sie, die eine gute Mutter, eine gute Gattin war, die jede Nacht neben ihm so ruhig und gut schlief, wie es nur ein gesunder und glücklicher Mensch kann, sie sollte erblaffen, sich ängstigen, wenn sie von einem Kindesmord hörte, weil sie selbst einen begangen hatte? . . . Daß er nicht sofort eingesehen hatte, daß die Erregung, die er bei ihr bemerkt hatte, durch sein eignes unheimliches Geschwäg verschuldet war. Es kam ja so unerwartet, so plötzlich und lautete so barbarisch. Am Samstagabend, als Gjelm über das Verbrechen

gesprochen, war sie ja ganz ruhig. Er hatte sie angesehen und hatte nichts bemerkt. Aber dieser Vorfall sollte mit diesem Tage vergessen sein. Morgens stand er auf und hatte nichts Derartiges erlebt. . . Man konnte leicht einen häßlichen Traum vergessen. . .

Bald schlief er ein.

Als er am nächsten Morgen erwachte — es war der erste Tag im April — dachte er sofort an den gestrigen Auftritt vor dem Spiegel, und das schmerzte ihn.

Aber wenn er so unbeholfsen gewesen, so mußte er sich wohl in Geduld fassen, bis die Wunde geheilt war. Es gab keinen anderen Ausweg.

Hanna und der Knabe waren wie gewöhnlich vor ihm aufgestanden und hatten das Schlafzimmer verlassen. Er sprang auf und zog die Gardinen zurück. Das Tageslicht strömte in das Zimmer. Die Erde war mit Schnee bedeckt, der während der Nacht gefallen war. Am Gartenzaun und auf den Bäumen und Büschen hatte der Schnee sich gehäuft, während sich über die Niederung eine einzige große weiße Schicht gelagert hatte. Es blendete und glitzerte.

Holste löschte die Nachtlampe und kleidete sich an. Als er die Uhr in die Westentasche steckte, sah er darauf: schon halb neun. Er beeilte sich. Während er Haar und Bart vor dem Spiegel bürfete, stand der Vorfall von gestern deutlicher vor ihm, als beim Erwachen. Er drang geradezu auf ihn ein, als solle er ihn, während er dort stand, wieder erleben.

Daß er sich damit noch beschäftigen konnte! . . . So wenig war er Herr über sich selbst! . . . Aber das würde wohl vorübergehen. Er war nun einmal solch ein Grübler. . . Auch damals, als er entdeckte, daß sie ein Kind hatte! Da gewann er auch nicht sofort seine Ruhe wieder. Der Schmerz, den er damals empfand, ängstigte ihn. Er befürchtete, daß sich dieses Kind stets in die Gedanken schleichen möge, sich zwischen ihn und sie stellen, stören würde. Aber als er sich gesammelt hatte, ging es weiter. Er wurde ruhig. Es kam so, wie er es vorausgesehen hatte, so, wie er es gesagt hatte, daß es gehen müsse, noch während er den Schmerz fühlte. Es war natürlich gewesen, da ihm sein Verstand sofort sagte, daß dieses Kind ihn nicht genieren könne. Der einzige Schmerz, den er empfunden hatte, war Mitleid mit Hanna gewesen, Kummer, daß sie so viel hatte leiden müssen. . . So würde es auch mit dem gestrigen Ereignis gehen. Er würde ganz ruhig werden, wenn nicht heute, so doch in einigen Tagen, denn es hatte keinen Sinn, herumzugehen und daran zu denken. Er hatte kein Recht, in diesen ängstlichen Blick mehr zu legen, als wirklich darin lag, kein Recht, Ursachen zu finden, die nicht bestanden. Er kannte seine Frau und mußte wissen, daß sie mit ihrem starken Sinn für Gerechtigkeit unmöglich ein solches Verbrechen habe begehen und seither Jahr auf Jahr habe leben können, ohne zu bereuen, ohne von Gewissensbissen gequält zu werden. . . Im Gegenteil, sie war ja immer feiner, gebildeter und auch noch selbstbewußter sich und andern gegenüber geworden. . . Ein solches Verbrechen! Sie!? . . . Es war ja gerade dieser Sinn für Gerechtigkeit, der sie gegen Arme gut machte, gegen alle gut. . . Er bewahrte sie vor aller Empfindsamkeit in jeder Lage, machte sie fein und zärtlich. . . Ein solch' thörichtes und rohes Argwohn machte weder seinem Scharfsinn, noch seinem Charakter Ehre.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zum hundertjährigen Jubiläum der Technischen Hochschule zu Berlin.

Obwohl die im Jahre 1696 gestiftete „Academie der Künste“ in Berlin ihren Zöglingen seit jeher Gelegenheit bot, sich bautechnische Kenntnisse zu erwerben, so haben doch die bedeutendsten Baumeister des vorigen Jahrhunderts ihre Ausbildung bei älteren, erfahrenen Technikern des Bauwesens auf dem Wege der privaten Unterweisung erhalten. Als sich dann im Laufe der Zeit mehr und mehr die Notwendigkeit herausstellte, eine besondere technische Lehranstalt zur Heranziehung tüchtiger Fachleute für die verschiedenen Gebiete des Bauwesens zu errichten, da wurde im Jahre 1799 die „Königliche Bau-Academie“ gegründet; sie wurde mit zunächst nur zehn Studierenden am 21. April in den Räumen der Kunstakademie unter den Linden eröffnet. Im Oktober 1800 wurde die Bau-Academie nach der neu-erbauten Münze am Werderischen Markt verlegt. Der erste Jahresetat dieser Anstalt schloß mit einer Summe von 10 200 M. ab.

Während so für die Ausbildung von bautechnisch gebildeten Männern gejorgt war, fehlte es andererseits an tüchtigen Hilfskräften für Industrie und Gewerbe. Um diesem Mangel abzuhelfen, rief im Jahre 1821 der damalige Vorsitzende des preussischen Ministeriums für Handel und Gewerbe, Wilhelm Reuth, die „Technische Schule“ ins Leben, die im Jahre 1827 eine Erweiterung ihres Lehrplanes erfuhr und die Bezeichnung „Gewerbe-Institut“ erhielt. Dieses Institut, das sich in der Klosterstraße 35/36 befand, hatte zuerst nur 13 Schüler; als aber im Jahre 1845 Reuth das Rektorat niederlegte, war die Zahl der Zöglinge bereits bis auf 101 gestiegen.

Nachdem 1830 Reuth auch die Direktion der Bau-Academie übernommen hatte, erfuhren die Lehrpläne beider Institute wesentliche Verbesserungen. Die Bau-Academie blieb hauptsächlich für die Ausbildung von Bautechnikern, die bereits vor Eintritt in diese Anstalt Feldmessungen vorgenommen haben mußten, bestimmt. Die Studierenden empfanden es aber als einen Nachteil, daß die Academie gewissermaßen zu einer allgemeinen Bau- und Ueberschule herabgedrückt wurde, sie suchten durch Gründung des geselligen Vereins „Notiv“ für die Schaffung akademischer Einrichtungen zu wirken. Im Jahre 1849 wurde dann auch eine Reorganisation des Instituts vorgenommen: für die Zulassung zum Bauführerexamen wurde als Vorbildung der Besuch eines Gymnasiums oder einer Realschule I. Ordnung verlangt, außerdem einjährige praktische Ausbildung (Lebensjahr) und zweijähriges Studium. Unter dem Direktorium Grund, 1866 bis 1873, wurde dann der Studiengang auf drei Jahre erhöht. Während die Zahl der Besucher der Bau-Academie im Jahre 1866 schon 501 betrug, stieg sie bis zum Winter-Semester 1871 auf 733.

Den Schülern der Gewerbe-Academie brachte das Jahr 1848 wesentliche Freiheiten; sie erreichten die Befreiung veralteter schulmäßiger Einrichtungen. Die Besucher dieses technischen Instituts mußten nach den neuen Bestimmungen vom 5. Juni 1850 ein Jahr praktisch gearbeitet haben, 17 Jahre alt sein und das Reisezeugnis eines Gymnasiums oder einer gleichwertigen Anstalt besitzen. Die Zöglinge, deren Zahl im Jahre 1856 bereits bis auf 253 gestiegen war, waren Chemiker, Mechaniker und Bauhandwerker, deren abgeschlossene theoretische Ausbildung auf 3 Jahre festgesetzt wurde. Die strenge Kontrolle des Kollegienbesuches zeitigte im Februar 1860 unter dem Rektorat des Oberbaurats Nottebohm eine Revolution der Studierenden der Gewerbe-Academie, die dadurch denn auch die freie Wahl der Lehrgegenstände, den Fortfall der Revisionsstunden und die Verechtigung zum Besuch der Vorlesungen in der Universität erwirkten. Für die Erlangung dieser akademischen Freiheiten war der Zusammenhalt der Studierenden, den der seit 1847 bestehende Verein „Hütte“ im wesentlichen herbeiführte, von großer Bedeutung gewesen. Als Nottebohm am 1. Januar 1868 das Rektorat an Prof. Neuleaux abgab, zählte die Anstalt 563 Besucher. Da mittlerweile durch die guten Leistungen der Privatindustrie sich Verhältnisse herausgebildet hatten, durch welche die damals mit diesem technischen Institut verbundenen Gießerei- und Zieherei-Werkstätten sich als nicht mehr notwendig erwiesen, so wurden sie aufgegeben.

Schon gelegentlich der fünfzigjährigen Feier des Bestehens der Gewerbe-Academie im November 1871 konnte Professor Neuleaux darauf hinweisen, daß sich in wenigen Jahren der Lehrstoff verdoppelt hatte, und daß die Anstalt bereits damals in Bezug auf Lehrkräfte und Lehrmittel unter allen technischen Unterrichtsanstalten mit an erster Stelle genannt wurde. Diese Jubelfeier brachte der Anstalt auch eine neue Organisation, nach welcher der Direktor dem Lehrkörper entnommen werden mußte; jede der vier Abteilungen erhielt einen besonderen Vorsteher; außerdem wurden Diplome eingeführt und für das Maschinenfach staatliche Prüfungen eingerichtet. Die Zahl der Studierenden, die im Jahre 1869 rund 600 betragen hatte, hob sich bis auf 722 im Wintersemester 1875.

Bei der Gleichartigkeit der beiden technischen Lehranstalten, kam es kein Wunder nehmen, daß sich Mitte der siebziger Jahre die Stimmen, die eine Vereinigung der Gewerbe-Academie mit der Bau-Academie befürworteten, mehrten. Die Schaffung einer technischen Hochschule durch die Verbindung der beiden technischen Institute wurde am 1. April 1879 durch das provisorische Verfassungsstatut verwirklicht; die Aufgabe dieses Lehrinstituts ist demnach: „für den technischen Beruf im Staats- und Gemeinwesen wie im industriellen Leben die höhere Ausbildung zu gewähren, sowie die Wissenschaften und Künste zu pflegen, welche zu dem technischen Unterrichtsgebiet gehören“. Zu diesem Zwecke wurden 5 Abteilungen eingerichtet: Architektur, Bau-Ingenieurwesen, Maschinen-Ingenieurwesen mit Einschluß einer Sektion für Schiffbau; Chemie und Hüttenkunde, Allgemeine Wissenschaften (besonders Mathematik und Naturwissenschaften). Im April 1879 zählte die neue „Technische Hochschule zu Berlin“ 1180 Studierende, von welchen 702 der Bau-Academie und 478 der Gewerbe-Academie angehört hatten, während 46 neu eingeschrieben wurden; außerdem kamen noch 124 Hospitanten hinzu. Am 1. Juli 1880 übernahm als erster verfassungsmäßig gewählter Rektor Professor Hermann Wiebe die Leitung der Hochschule.

Um ein für die technische Hochschule würdiges Gebäude zu schaffen, wurde bereits im Jahre 1877 die erste Rate von 0,90 Mill. Mark vom Landtage bewilligt und die Ausführung der Arbeiten durch Lucan an dem Hippodrom zu Charlottenburg thätkräftig in Angriff genommen. Die Bauarbeiten wurden dann unter den beiden folgenden Baumeistern Hitzig und Raschdorff so gefördert, daß das

prächtige Gebäude in Charlottenburg am 2. November 1884 feierlich eingeweiht werden konnte. Außer dem großen Hauptbau umfassen die Lehrräume ein chemisches Laboratorium, die mechanisch-technische Versuchsanstalt und das Maschinen-Laboratorium.

Die Technische Hochschule zu Berlin ist eine Lehranstalt, die den Studierenden volle akademische Freiheit gewährt. Als Vorbildung dieser deutschen Studierenden wird das Reisezeugnis eines deutschen Gymnasiums oder einer preussischen Real- oder Gewerbeschule mit neunjährigem Kursus und zwei fremden Sprachen verlangt.

Die Bedeutung, welche diese Lehrstätte für die verschiedenen Disciplinen der Technik unter den vorzüglichsten Lehrkörpern in kurzer Zeit erlangt hat, spiegelt sich in der steigenden Anzahl der Besucher wieder. Da im Jahre 1875 Bau- und Gewerbe-Akademie zusammen ca. 1500 Zuhörer zählten, so hielt man bei dem Entwurf der Hochschule eine Besucherzahl von 2000 für hoch gegriffen. Diese Zahl ist längst überholt; in dem jetzigen Wintersemester besuchten die Anstalt 3423 Studierende und Hospitanten. Von Ausländern wird die Technische Hochschule ganz besonders von Russen frequentiert, ein Beweis dafür, wie vorzüglich der Ruf dieses Instituts auch im Auslande sein muß.

Die bedeutende Entwicklung der Handelsflotte schraubte natürlich die Anforderungen, die an den Schiffbau-Ingenieur gestellt werden müssen, außerordentlich hoch; im Juni des Jahres 1894 wurde daher die Sektion für Schiffbau zu einer besonderen Abteilung erhoben, so daß nunmehr deren sechs an dieser Hochschule bestehen.

Außer einer Anzahl vorzüglicher Sammlungen besitzt das Polytechnikum eine Bibliothek von 70 000 Bänden. Der Lehrkörper umfaßt zur Zeit 135 selbständige Lehrer, darunter 70 angestellte Professoren und Docenten, sowie 56 Privatdocenten, zu denen im ganzen noch 132 ständige Assistenten, Sprachlehrer, nicht ständige Assistenten und andere Hilfskräfte an den mit der Hochschule verbundenen Anstalten hinzukommen.

Da die eigentliche Stiftung der Lehranstalt, aus welcher sich nach und nach die Berliner Technische Hochschule entwickelt und ihren Weltruf erlangt hat, vor hundert Jahren erfolgte, so finden in den Tagen vom 18. bis 21. Oktober d. J. größere Feierlichkeiten statt. —
P. M. G r e m p e.

Kleines Feuilleton.

— Die Landung eines Luftballons im Schwab. Von der Fahrt des 130 Kubikmeter fassenden Ballons „Akademie“ des Münchener Vereins für Luftschiffahrt, die am 2. Oktober morgens bei Gelegenheit der internationalen Simultanfahrlen unternommen wurde, berichtet Prof. Finsterwalder in der „Allg. Zeitung“ folgendes: „Es ging ein leichter Regen nieder, und nach 40 Minuten Fahrt verschwand der Ballon in der Gegend von Auzing bei 1350 Meter in den Wolken, aus welchen er erst um 10 Uhr 54 Minuten in 2900 Meter Höhe zum erstenmal auftauchte. Eine obere Wolkenschicht wurde um 12 Uhr in 3950 Meter Höhe passiert und um 12 Uhr 20 Minuten im vollen Sonnenschein der höchste Punkt der Fahrt bei 4100 Meter Höhe und 7 Grad Celsius erreicht. Von der Erde war kaum eine sichtbare Spur zu sehen, und wir waren über die Lage des Ballons und seine Fahrtrichtung ganz im unklaren. Der Abstieg ging, sobald der Ballon aus dem Bereich der Sonne gekommen war, rasch von statten, wobei der Ballon in immer dunklere Schichten der Atmosphäre eintauchte. In 1200 Meter Höhe setzte Regen ein; die Dunkelheit war fast unheimlich, man sah keine 20 Meter weit. Wir wähten uns noch viele hundert Meter über der Erde, als dicht unter uns niedriger Wald sichtbar wurde, über den wir in raschem Fluge dahinzogen. Wir gaben reichlich Ballast aus. Leider zu viel, denn ein rapides Steigen des Ballons veranlaßte uns bald, das Ventil zu ziehen, um nicht bis zur früher innegehabten Höhe emporzuschwelen. Wieder kamen wir auf jungen Laubwald und beschloßen, zu landen. Als wir die Reißleine gezogen hatten, tauchte ganz unerwartet mächtiger Fichtenwald auf steiler Lehne vor uns auf; der Ballon zog mit einem raschen Satz in die Höhe, der Korb streifte durch die Wipfel, das Tauwerk oberhalb des Ringes fing sich in dem höchsten derselben und die durch das Reiben entleerte Hülle breitete sich prasselnd auf der Höhe der Baumkronen aus. Es war 12 Uhr 50 Min. Vom Korb aus konnte man über die benachbarten Baumwipfel hinwegsehen, so weit es die Regenschauer gestatteten. Wir hörten Herdengeläute und Menschenstimmen, die auf unser Rufen antworteten, aber nicht näher kamen und schließlich verstummten. Nach kurzem Weftimmen stieg ich aus dem Korbe in das tiefende Geäst, um den Boden zu erreichen. Eine etwa neun Meter lange Schnur, die oben festgebunden wurde, sollte mir beim Klettern allerdings mehr moralischen als physischen Halt gewähren. Anfangs ging es ausgezeichnet; der taumelnde Stamm war mit kräftigen Ästen reich besetzt, an welchen man wie auf den Sprossen einer Leiter bequem herabsteigen konnte. Als die Schnur zu Ende war, ließ ich sie oben losmachen und band sie unten von neuem fest. Wieder ging es eine Schnurlänge weiter hinab, wobei sich allerdings die zunehmende Dicke des Stammes und die abnehmende Zahl und Stärke der Äste unangenehm bemerkbar machte. Nun sah ich auch den Boden, wenn schon noch in ziemlicher Entfernung. Die wenigen Äste waren dürr und hielten nur bei vorsichtiger Verteilung der Körperlast. Etwa 6 Meter über dem Boden fand sich noch ein sicherer Stand, an dem ich verschauften und zu dem schwierigsten

Stück die Kräfte sammeln konnte. Um 1 Uhr 7 Min. stand ich heil am Fuße des 80 Centimeter dicken Stammes.

Wo war ich? Mein Blick traf einen blauschwarzen Granitblock. Ein centralalpiner Fündling, dachte ich unwillkürlich, aber schon der nächste Schritt belehrte mich, daß hier der Granit ansteht und wir also wahrscheinlich über die Donau gekommen waren. Mit dem Kompaß in der Hand strebte ich dem Herdengeläute zu und traf bald auf einer Waldblocke weidendes Vieh. Der Hirtenjunge versah mich nicht, weil er taub war. Er holte seinen Kameraden, der sich aus Furcht versteckt hatte, und von diesem erfuhr ich, daß das nächste Haus eine halbe Stunde, das Dorf Hinterweihenbach eine Stunde, die nächste Stadt und Bahnhstation, Sins, aber acht Stunden entfernt sei. Unsere Landungsstelle war nahe dem Gipfel des Hirtensteines an der böhmisch-österreichischen Grenze circa tausend Meter hoch gelegen. Nachdem mein Fahrtgenosse von der Ortslage benachrichtigt war, ließ ich mich zum nächsten Haus führen, unter dessen bemostem Strohdach ein fleißiger Weber sein geräuschvolles Geschäft betrieb. Dieser holte alsbald seine längste Leiter aus der Scheune, die wir zur Landungsstelle brachten, wobei uns seine Tochter mit Säge und Art begleitete. Der Hirte lief ins Dorf, um eine längere Leiter aufzutreiben. Der Regen hatte nachgelassen und wir sahen schon von weitem den gelben Ballon, der wie ein Ei in einer Vogelnest auf einem schopparartigen Waldrest lag, der ziemlich isoliert in weiten Schlägen stand. Die mitgebrachte Leiter reichte nur bis zu meinem letzten Mastpunkt. Wir warteten, bis die längere Leiter kam, und bargen einstweilen die Instrumente, die Stück für Stück an einem Bindfaden herabgelassen wurden.“ Nunmehr wurde die Bergung des Ballons vorgenommen. Die umstehenden Bäume mußten zu diesem Zweck gefällt werden. Der Materialschaden an dem Ballon beschränkte sich aber auf einen unbedeutenden Triangel in der Hülle. —

Kunst.

— H. Max Klingers „Amphitrite“ ist gegenwärtig im Kunstsalon von Keller u. Reiner ausgestellt. Der neuen Statue fehlen die Arme und selbst die Schulterblätter, sie ist als Torso entstanden. Bei den meisten Antiken erscheint es uns als ein unerklärlicher Verlust, daß sie nicht unverfehrt aus dem Erdinneren, wenn wir auch freilich darüber hinwegzusehen gewohnt sind — Klinger hat diese Vollkommenheit des Kunstwerks von vornherein preisgegeben. Er hatte dafür einen einfachen praktischen Grund. Wie erzählt wird, sah er auf der griechischen Insel Syra im Hafen eine Treppentreppe liegen, deren Ton ihn reizte. Er nahm den Block mit nach Hause, und dort entstand daraus die Amphitrite. Für die Arme aber reichte er nicht, und für ein nachträgliches Anfügen hatte der Stein nicht Tragfähigkeit genug. Klingers Leidenschaft für schönen Marmor hat ihn diesen Uebelstand mit in den Kauf nehmen lassen. Es ist ein selten schönes Stück von einem fleischfarbenen schimmernden Ton, dessen lebensvolle Wärme noch durch Politur gesteigert ist. Man fühlt fast heraus, wie die Statue entstanden ist, es ist, als habe Klinger das Leben, das in dem langen schmalen Block schlummerte, erweckt. Hochaufgerichtet steht die antike Meerergöttin da, in geschlossener Weinstellung, das linke Knie nur wenig vor das rechte gehoben. Ein Gewand, das tief herabfällt und den herrlichen Oberkörper ganz freigiebt, bedeckt Hüften und Beine. Es ist aus einem andern Stück Marmor gefertigt und hinzugefügt. Das zarte nasse Gewebe schmiegt sich eng an und bildet die Formen der schönen Glieder nach. Die Statue ist zart-polychrom, der Mantel leicht hellblau getönt; die Augen sind aus Bernstein gebildet, das wellige Haar braun gefärbt und mit einem Goldnetz überzogen, damit es loderer erscheine. Das Ganze ist von überwältigender Schönheit. Klinger hat die Pracht des voll entwickelten Frauenleibes nie zuvor mit solcher Kraft gestaltet. Wunderbar ist die Bildung des edlen Halses und der Uebergang zur Brust, und wie unter der lebentatmenden Oberfläche des Körpers das tragende Gerüst der Knochen, die Rippen sich andeuten. Das stolze Gesicht ist faszinierend schön. Die Gestalt als Ganzes übt eine fesselnde Wirkung, von allen Seiten bietet sich eine Silhouette von stolzem, edlem Aufbau. — Daneben sind von Klinger noch drei Tänzerinnen ausgestellt, die um einen kleinen blasenden Amor herumtanzen. Die Statuetten sind außerordentlich kühn und lebendig in der Haltung und in der starken Bewegung der Arme und Beine, sowohl jede für sich wie jede gegen die andere prächtig komponiert. Ganz auf die Silhouette hin gearbeitet, bieten die drei Tänzerinnen eine wunderbare Harmonie und einen köstlichen Wohlklang der Linien. Klinger hat dabei bei dem winzigen Amor, der in der Mitte sitzt, einen kleinen Scherz nicht verschmäht: er läßt ihn auf einer Schnecke sitzen, die statt eines Gehäuses ein niedliches — Nachtgeschir trägt. —

Kulturgeschichtliches.

gk. Alte Zeitungsannoncen. Das in England bereits im 17. Jahrhundert ausgebildete Annoncenwesen schildert ein sehr interessanter Aufsatz von Andrew Reid im Oktoberheft der „Fortnightly Review“. Die ersten bezahlten Annoncen überhaupt erschienen 1588 in „The English Mercurie“, in dem man drei oder vier Wochenanzeigen findet. Sie entrollen ein seltsames Bild von der damals populären Litteratur. Da giebt es Titel, wie: „Einige Sausager aus der Hölle“, „Michaels Kampf mit dem Drachen oder ein feuriger Wurfspieß, der durch das Königreich des Drachen fliegt“ und andere. Die „Weekly News“, die 1622 in London erschien

und die erste regulär erscheinende Zeitung waren, hatten dagegen noch gar keine Annoncen. Aber in der Septemhernummer 1659 des „Mercurius Politicus“ steht folgende Ankündigung eines Buches von John Milton: „Betrachtungen, die die annehmbarsten Mittel behandeln, Mieltlinge aus der Kirche zu entfernen, worin auch gesprochen wird von Kircheneinkünften und ob eine Unterstützung der Prediger durch das Gesetz eingerichtet werden kann. Der Verfasser ist J. M. Verkauft bei Livivvel Chapeman &c. . .“ Ein ungenannter Dichter kündigt im „Mercurius Politicus“ ein Gedicht an: „Trenodia Gratulatio Latina, ein heroisches Gedicht, das ein beglückwünschender Panegyrikus auf meines Herrn General kirchliche Rückkehr ist und seine Erfolge in vorzüglicher Weise aufzählt. Verkauft bei . . .“ Das Gedicht bezieht sich auf Cromwells Sieg über die Armee Karls I. in Worcester, und es ist häufig, daß die politischen Ereignisse in derartigen Annoncen ihre Schatten werfen. Einen großen Platz in den Zeitungen dieser Zeit nehmen „Sport-Annoncen“ ein, die immer sehr humorvoll verfaßt sind. Die Zeitungen im 17. Jahrhundert sind vor allem angefüllt mit Melamenotizen über „Nervenpulver“, „Antimonbeher“, „Zahnpulver, um die Zähne zu scheuern und zu säubern und sie weiß zu machen wie Elfenbein“. Für die Quackalberei der Zeit ist folgende Annonce charakteristisch: „Meine Ventel, den Kindern um den Hals zu hängen, vorzüglich sowohl zur Vorbeugung wie zur Heilung der englischen Krankheit, und den Kindern das Zahnen zu erleichtern, werden von Mr. Edmund Buchworth präpariert und sind beständig zu haben bei Mr. Philip Clarks . . .“ Am interessantesten sind aber die stichbriefflichen Notizen, die ein getreues Bild von Lehrlingen und Dienstmädchen, die ihren Dienst verlassen hatten, entwerfen und dadurch einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Zeit liefern. Im „Mercurius Politicus“ vom 31. Mai 1660 liest man: „Ein schwarzhaariges Mädchen von mittlerer Statur, kräftigem Wuchs mit starkem Busen, das Gesicht ganz mit Vlatern bedeckt, das sich mit dem Namen Ran oder Agnes Hobson nennt, stahl am Montag, den 28. Mai, um 6 Uhr morgens, aus ihrer Herrin Haupe einen Noirod von Hirschfarbe und Weiß; einen schwarz gestreiften Satinrod, ebenso einen scharlachfarbenen und einen anderen blaßroten Taffet-Unterrod und eine einfache weiß gefärbte Noirerjade; dünne schwarze Hauben und Shawls, mehrere feine holländische Hemden, ein besticktes Paar Manschetten, ein Paar blaßrote Strümpfe, einen silbernen Löffel, einen Lederbeutel u. a. Sie ging fort in grauer Tuchjade und einem blaßrot gefärbten gemusterten Oberrod mit einem grünen Etamin darunter. Will jemand von dieser Person eine Nachricht geben, so wird er bei . . . — folgt Name und Angabe des Wohnorts — für seine Mühe belohnt werden.“ Am Anfang des 18. Jahrhunderts kommen Notizen über Athleten-Produktionen in die Zeitungen. So wird im „Postman“ 1701 eine „Geschicklichkeitsprobe“ angekündigt zwischen Edmund Button, dem Meister der edlen Wissenschaft der Verteidigung“, der kürzlich den „Champion des Westens“ und vier andere überwunden hatte, und James Harris, einem Meister, „der 98 Preise ausgefochten hatte und niemals geschlagen worden war“. Auf den Degen folgte bald die Faust, und nun treten auch Frauen in die Arena, wie aus folgender Annonce der „Daily Post“ hervorgeht: „In Mr. Stokes Amphitheater wird diesen Montag, den 7. Oktober, ein vollständiger Match“ im Bogenschießen folgenden „Championesses“ ausgefochten werden: „Da ich, Ann Field, Feltreiberin, wohlbetannt wegen meiner Fähigkeiten im Bogen, von Mrs. Stokes, betitelt die europäische Championess, herausgefordert worden bin, lade ich sie zu einer Probe ihrer besten Geschicklichkeit im Bogen, für 10 Pfund, ein . . . und werde ihr solche Beweise meines Könnens geben, daß sie genötigt sein wird, zur Genugthuung meiner Freunde mich als Championess der Bühne anzuerkennen.“ Es folgt darauf die Antwort von Elisabeth Stokes, die erklärt, sich ihr für die bezeichnete Summe stellen zu wollen, und daß ihre Schläge, mit denen sie sie bedecken werde, schwerer zu verdauen sein werden, wie die, die sie ihren Geseln gäbe. —

Volkskunde.

äg. Das Kind im Volksglauben. Von merkwürdiger Wirkung ist nach dem Volksglauben für das Kind schon der Tag der Geburt. Montagkinder werden nicht groß. Der Dienstag macht zum Diebe, Mittwoch verheißt den Hang zur Liederlichkeit, Donnerstags- und Freitagkinder soll man Sonntags taufen, dann können sie Geister sehen. Sonnabend giebt falsches Gemüt, aber auch Auge und Ohr für das Wirken übersinnlicher Kräfte, Sonntagkinder sind — Sonntagkinder. Auch die Neujahrsnacht giebt den in ihr Geborenen die Fähigkeit, Gespenster zu erblicken. Dreilönigstag verleiht frohen Sinn, Gründonnerstag und Charfreitag führen dagegen an den Galgen; Osterkinder werden schön und weise, Walpurgisnacht dagegen blödsinnig und treibt die Kleinen den Hegen in die Arme, Weihnachtskinder werden reich. Unglückliche Geburtstage sind der 1. März, der 1. April, der 1. August und der 1. September, sie führen an den Galgen. Valentinstag giebt frühen Tod, Thomas macht viele Thränen. Am Geburtstag selbst sind mancherlei Zeichen bedeutungsvoll. „Schäfschen“ am Himmel versprechen dem Kinde Glück und Freude. Begrüßt das Kleine die Welt mit kräftigem Geschrei, so wird es als Mädchen schön, als Knabe häßlich. Lange Haare deuten auf baldigen Tod, krause Locken auf krausen Sinn. Dem Neugeborenen stellen die Hegen nach. Um es vor ihnen zu schützen, streut man ihm Salz in den Mund und läßt es auf dem Trauring schlafen,

auch ein Besen vor die Thür gelegt, hält die Unholbimmen fern. Giebt man dem Säugling Stutenmilch, so bekommt er Kraft. Klugen darf die Mutter, so lange sie das Kind nährt, nicht, sonst flucht sie ihm Unheil auf das Haupt, ebenso soll sie schwarze Kleider meiden, das Kleine wird sonst fürchtam. Geld soll man kleinen Kindern nicht zum Spielen geben, es macht sie habgierig. Ebenso gilt es schon früh dem künftigen Liebesglück des Säuglings vorzuarbeiten. Mädchen müssen zu diesem Zweck zuerst in ein Männerhemd, Knaben in ein Frauenhemd gewickelt werden. In das Badewasser des kleinen Mädchens aber soll man Liebeskügelchen thun. Wird ein Junge mit dem Taufwasser eines Mädchens getauft, so läuft er den Weibern nach und umgekehrt. Vor der Taufe soll man die Kinder nicht beim Namen nennen, sonst holen sie die Hegen. Die Mädchen ruft man Bohnenblättchen, die Knaben aber Pflaumenstielchen. Hund und Kage dürfen mit kleinen Kindern nicht aufgezogen werden, ebenso wenig dürfen sich kleine Kinder untereinander küssen, sonst stirbt eins. Wenn ein Kind um etwas bittet, soll man es ihm geben, damit es lacht, denn wenn man ihm seine Bitte verweigert, blutet ihm das Herz oder es fällt ihm eine Thräne vom Herzen. —

Aus dem Tierleben.

— Eine Bank von Polypen, die sich von Havre bis nach Cronville und Honfleur ausdehnt, verursacht den Fischern dieser Orte zur Zeit großen Schaden sowohl hinsichtlich des Fanges als ihrer Geräte. Das Meer ist von diesen Tieren in diesen Gegenden bedeckt und einige derselben haben Fangarme von mehr als 1 Meter Länge. Manche wiegen bis 6 Kilogramm. Der Fang dieser Polypen, von denen manchmal mehrere Hunderte durch ein Netz emporgehoben werden, verursacht verschiedentlich das Reißen des Netze. Die Tiere saugen sich mit ihren Köpfen durch die Maschen der Netze hindurch so fest an die Bootwände an, daß man sie mit Schaufeln, Hacken und heißem Wasser kaum loszumachen vermag. Wenn man die Ungetüme dann glücklich an Bord gebracht hat, muß die Mannschaft noch schwere und gefährliche Kämpfe führen, um den Polypen die Köpfe abzuschlagen oder zu schneiden, da sie sonst nicht schadlos gemacht werden können. Eine derartige Invasion an den französischen Küsten ist seit 1808 nicht wieder vorgekommen. —

Humoristisches.

— Auf dem Münchner Turf. Münchner, auf einen Jockey deutend, zu seinem Freund: „Kare, den schaug o! Sigt, der hat alleweil a paar Weißwürsch in der Taschen, — daß seine Flöh' net verhungern.“ — („Simpl.“)

— Z wedmäß'ig. Mann: „Domertwetter, ich rieche doch schon immer, daß etwas brennt! Was ist denn das für ein Lappen, der um meinen Pfeifenkopf gedreht ist?“

Junge Frau (vorwurfsvoll): „Aber Männchen, das ist eine Spitze, die ich Dir um Deinen Pfeifenkopf gehäkelt habe.“ —

— Schulbuben-Humor. „Was ist denn Euer neuer Lehrer für ein Mann?“

„Reichspatent Nr. 34 700.“

„Was soll das heißen?“

„Hosenstreder!“ —

(„Luft. Bl.“)

Notizen.

— Dem Verein Berliner Presse gehören nach dem soeben erstatteten Jahresbericht zur Zeit 349 ordentliche und 8 außerordentliche Mitglieder an. Der Verein hat jetzt ein Gesamtvermögen von 345 016 M. (19 180 M. mehr als im Vorjahre). —

— Karl Guklows fünfaktige Komödie „Das Urbild des Tartuffe“ wurde von Emile Dornay ins Französische übersetzt. —

— In der Akademie in Neuchâtel hat sich Frau M. Zebrowski als Privatdozentin für das Fach der deutschen Literatur habilitiert. —

— Der bedeutendste Orgelbauer Frankreichs, Aristide Cavailles-Voll, ist im Alter von 88 Jahren in Paris gestorben. —

— Die erste in der hebräischen Sprache der Bibel geschriebene Zeitung, „Samagid“, erschien in den fünfziger Jahren in Lhd (Ostpreußen) und seither hat die hebräische Presse einen bedeutenden Aufschwung genommen. Gegenwärtig erscheinen zwei hebräische Tageszeitungen, „Samelits“ in Petersburg und „Gazetisrad“ in Warschau, die je fünf- bis sechstaufen Abonnenten haben. Außer diesen Tageszeitungen giebt es noch sechs Wochenschriften, je zwei in Palästina, in Galizien und in Nordamerika und die Monatschrift „Goschilshah“. —

— Der rumänische Unterrichtsminister hat in einem Erlaß an alle Privattöchter Schulen des Landes angeordnet, daß den Schülerinnen das Tragen von Korsetts streng verboten werden soll. —

— In Peking wurde vor kurzem die erste von einer Berliner Firma gebaute elektrische Eisenbahulinie von etwa 5 1/2 Kilometer Länge eröffnet. —